

# Untersuchungen in der St. Mangenkirche in St. Gallen

Autor(en): **Fiechter-Zollikofer, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **9 (1947)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163340>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Untersuchungen in der St. Mangenkirche in St. Gallen

VON ERNST FIECHTER-ZOLLIKOFER

(TAFELN 21–27)

Im Jahre 898 wurde von Kaiser Arnulph durch eine Urkunde vom 13. Oktober in Regensburg die Stiftung zu Ehren des hl. Magnus im Klosterbereich des hl. Gallus bestätigt. Stifter der Kirche war Salomon III, der damals sowohl die Leitung des Klosters St. Gallen als auch des Bistums Konstanz innehatte. Die Kirche zeigte, wie Ekkehard in den «casus S. Galli» berichtet, die Form des hl. Kreuzes. Sie erhob sich über dem Bache «Schwarzwasser» (super fluvium Nigra aqua), auf dem vom Klosterbezirk in nördlicher Richtung gelegenen Irahügel. Ein kleines Chorherrenstift mit nur sechs Priestern gehörte dazu. Der Propst wurde vom Abt des Klosters ernannt und war zugleich Stellvertreter des Abtes. Als das Chorherrenstift eingegangen war, nannte er sich rector ecclesiae oder plebanus. Der Zeitpunkt dieser Wandlung ist unbekannt. Im spätern Mittelalter war die Propstei verschwunden. Neben dem Titelheiligen St. Magnus († 750), dessen Armreliquie von Füßen im Allgäu durch Bischof Adalbero, dem Freund Salomons, in die neue Kirche übertragen worden ist, wurde auch die Märtyrerin Wiborada hier verehrt. Sie hatte sich als Klausnerin in einem kleinen Häuschen in der Nordecke der Kirche einschließen lassen. Beim Ungarneinfall erlitt sie 926 den Märtyrertod und wurde dann in der Kirche begraben. Ihre Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1047 durch Papst Clemens II.

Die Kirche litt beim Brand der Irervorstadt 1418. Die Mauern blieben aber stehen. Einen Turm hatte sie ursprünglich nicht. Der jetzige Turm wurde erst 1505–1508 errichtet durch Magnus Hetzer; 1568 setzte man das steinerne Glockenhaus mit dem Spitzhelm darauf. In der Nordostecke wurde 1456 von Johannes Rütli eine Kapelle zu Ehren der hl. Wiborada errichtet, in welcher man nach der Reformation, 1567, die Bibliothek des Vadian unterbrachte. Erst 1776 wurde das «Gewölbe» abgebrochen. Die Verlängerung des Schiffes erfolgte 1657 durch Hans Jörg Stählin. Die noch vorhandene Kanzel, gestiftet von Bartolomäus Schobinger, ist das einzige alte Ausstattungsstück. Der obere Teil des Taufsteins in posthumer Gotik stammt aus dem Jahr 1657.

## Daten zur Baugeschichte von St. Mangen:

(Seitenzahlen nach Pestalozzi)

.... Erwerbung des Irahügels durch Salomon (S. 16).

898 ... super fluvium Nigra Aqua... basilicam in honore Si. Magni confessoris construxit in qua etiam (quia ipsius Dei electi pignora sacri corporis venerabiliter reconduntur) loca quaedam coferre placuit (Arnulfürk., S. 17).

- 1898 Bei der Renovation wurde an der nördlichen Mauer die uralte, an römische Bauten erinnernde Bauart sichtbar, wodurch die Bestätigung, daß die Hauptmauern die ursprünglichen seien, gegeben ist (hierauf stützt sich vermutlich Hecht). Die Glocken hingen über der Vierung (S. 41f).
- 920 Sal. wurde an der rechten Wand der Kirche seines Sitzes bestattet (S. 15).  
Prozession zu seiner dem Hl. Kreuz gewidmeten, bei dem Absteigeort liegenden Kirche (S. 25, nach Ekk. IV).
- 916 Sal. verschließt Wiborada in der «kleinen Klausur, die bereits hergerichtet war»; Verkehr mit der Außenwelt nur durch das Fenster (S. 35, nach Hartmann).  
Neben der Wiboradaklausur richtet sich Gräfin Wendilgard ein Kämmerchen ein (S. 36).
- 926 Die Hunnen gelangen durch das Dach in die Zelle, wo sie die Klausnerin durch drei Beilhiebe auf das Haupt erschlagen (S. 37).  
Rachildis reclusa harret über den Tod Wiboradas bis 946 aus (von ihrem Schicksal beim Hunneneinfall schweigt die Tradition) nahe dem Häuschen der Wiborada läßt sich 952 Kerhild einschließen. Die spätern Klausnerinnen bewohnten zusammen der «Klosterhus» neben der Wohnung des Leutpriesters (= Schlatterhof) (S.38).
- 1418 Brand der Irervorstadt mit Einschluß der St. Mangenkirche (S.41, nach Stadtarchiv).
- 1420 Stiftung des Sebastian- und des Fabianaltars (S.54, nach Stadtarchiv).
- 1456 Joh. Rütli stiftet die «Capell welche er nützlich angefangen zu bauen zu nächst an der kilchen»; nach Originalplan 1686 (Stadtarchiv) trat diese Wib.-Kap. über die Chornordwand gegen Osten vor (S.57, nach Stadtarchiv).
- 1507 Bau des Turmes durch Magnus Hetzer, gen. Ratz (S.69, nach Stadtarchiv).
- 1528 «Altar und Sacramentshüsi samt der Wibraten und Rachilden greber usgenommen... Die ban wüssent sy wolwo sy es hingeton habend» (S.83, nach Miles).
- 1568 Wolfgang Vögeli erstellt steinernes Glockenhaus und Spitzhelm mit glasierten Ziegeln (S.98).
- 1601 Taufstein; 1657 Verlängerung des Schiffes durch Hansjörg Stählin; 1658 Stiftung der Kanzel durch Dr. Barth. Schobinger (S.99).
- 1567 Einrichtung des Bibliothekgewölbes an der Stelle der frühern Kapelle (S.106, nach Haltmeyer).
- 1680 Collegium musicum im St. Magnigewölb installiert (S.107).
- 1776 Nach einem Erdbeben völliger Abbruch des Gewölbes; Ausbruch eines Fensters «von ovaler Form» in der Chorstirnwand, Südfenster des Chors zugemauert, Männerempore im nördlichen Querschiff belassen (S.108).
- 1839 Beseitigung der Männerempore; Haupteingang von der Turm- auf die Westseite verlegt (S.140).
- 1876 Einrichtung der Heizung, 1877 Einbau der Orgel (S.141).

#### Neuere Literatur über die St. Mangenkirche:

- Pestalozzi Karl. Die St. Mangenkirche während 1000 Jahren. St. Gallen 1898.
- Schlatter Salomon. Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen, S. 234-242, St. Gallen 1922.
- Hecht Josef. Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes, I, S. 64-68, Basel 1928.  
Anlässlich der Untersuchungen in der St. Mangenkirche im Frühjahr 1946:
- Edelmann Heinrich. St. Galler Tagblatt, Nr. 266, vom 8. Juni: Die älteste Anlage der St. Mangenkirche.
- Schönenberger Karl, Dr. Die Ostschweiz, Nr. 253/54: Die St. Mangenkirche in St. Gallen.
- Edelmann Heinrich. St. Galler Tagblatt, Nr. 323, vom 13. Juli: Die älteren Bauzustände der St. Mangenkirche in St. Gallen.
- Edelmann Heinrich. Die St. Mangenkirche und ihre Schicksale in Gallus' Stadt. Almanach für 1947, S. 53, mit Abb.; auch als Sonderdruck erschienen.

Durch das Entgegenkommen von Verwaltungsbehörde und Kirchenvorsteherchaft war im Mai 1946 dem Konservator des Historischen Museums die Möglichkeit gegeben, aus Anlaß der geplanten durchgreifenden Erneuerungsarbeiten im Innern der Kirche Untersuchungen des Baubestandes vorzunehmen. Es galt zunächst, den Baugrund nach Resten älterer Mauern zu durchforschen. Leider war 1876/77 eine Heizanlage mit tiefen Schächten eingebaut worden, ohne daß man damals auf ältere Spuren geachtet hat. Auch als man eine Bodenvertiefung aushob für die

Aufstellung der Orgel im Chor wurde nicht an eine Untersuchung gedacht. Diese Eingriffe in den Untergrund haben leider die alten Mauern weitgehend zerstört, die damals noch vorhanden gewesen sein müssen, von denen wir jetzt nur noch geringe Reste vorgefunden haben.

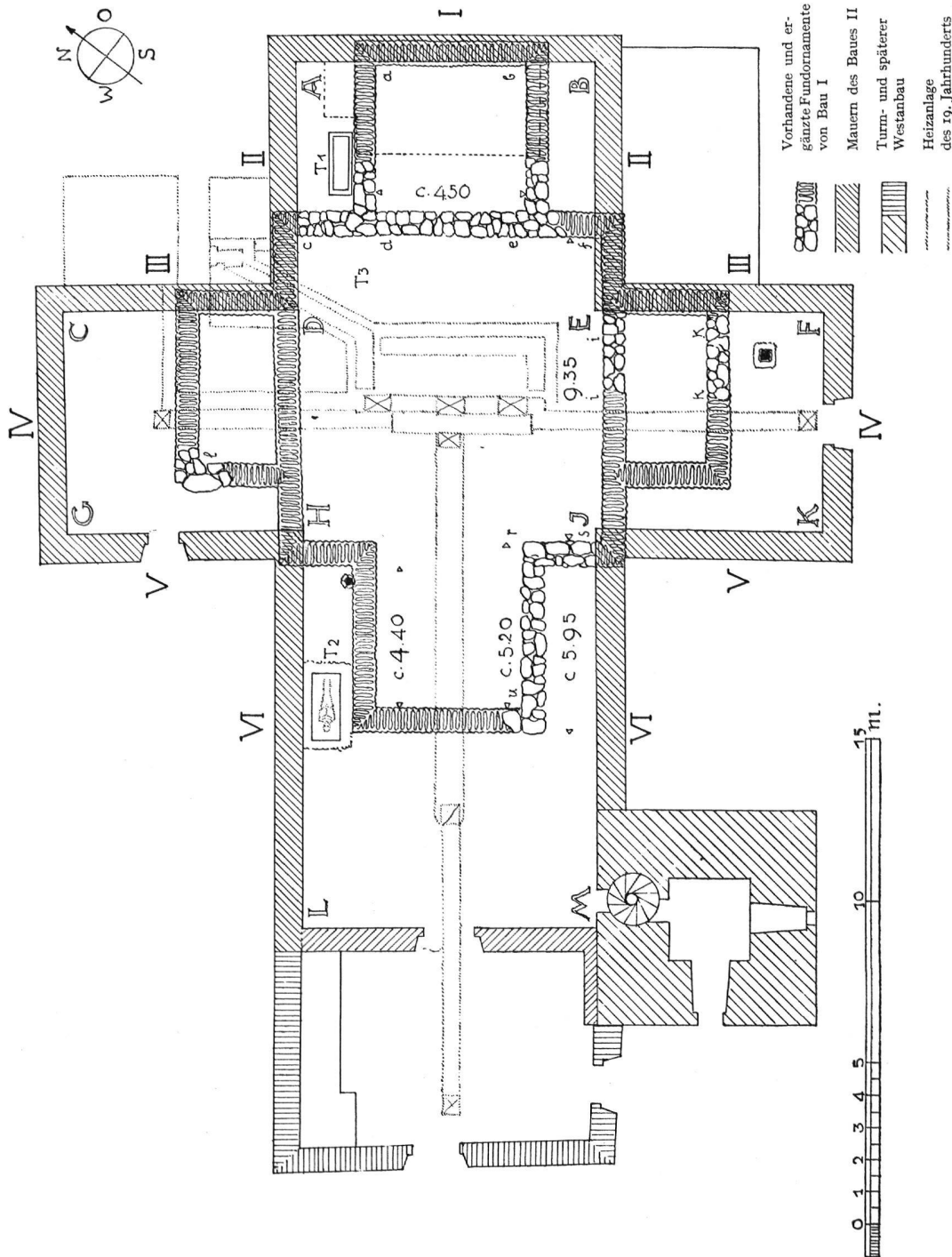


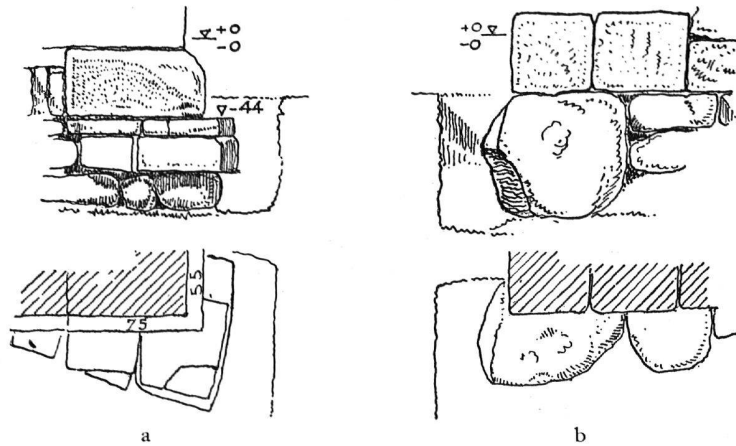
Abb. 1. Grundriß der St. Magnus-Kirche (St. Mangen) in St. Gallen, mit Eintragung der aufgedeckten Mauerzüge.

Der heutige Bau ist eine Kreuzanlage mit verlängertem Westarm. Der südliche und der nördliche Kreuzarm sind jedoch schmaler als der Haupttrakt, so daß die «Vierung» ein Rechteck ist

(etwa  $9,1 \times 6,8$  m). Die Abmessungen der einzelnen Teile, die an sich gleich sein müßten, weichen stark voneinander ab. Die Mauerzüge sind auch nicht genau gefluchtet. Für die folgende Einzelbeschreibung seien die Wände des heutigen Baues mit römischen Ziffern bezeichnet: Ostwand I, die daran anschließenden Seitenwände des Chors II, wobei dann der nördliche Mauerzug den Index *n*, der südliche den Index *s* erhält. Im gleichen Sinne geht die Numerierung weiter: III<sub>n</sub>, IV<sub>n</sub>, V<sub>n</sub>, VI<sub>n</sub> und ebenso III<sub>s</sub>, IV<sub>s</sub>, V<sub>s</sub>, VI<sub>s</sub> bis zur westlichen Abschlußwand VII.

I. BODENUNTERSUCHUNGEN INNERHALB DER HEUTIGEN KIRCHE  
(Tafel 21 und 22, Abb. 1-3<sup>1)</sup>)

Ein Graben entlang der Mauer V<sub>s</sub> ergab nahe der Ecke einige nicht in situ liegende, große Kieselbrocken. Die Fundamentsohle liegt an der Ecke J bei etwa 0,95 m unter dem angenommenen Nullpunkt (am heutigen Westeingang). An der Ecke K ist der gewachsene Boden merklich tiefer, etwa bei -1,40 m. Funde ergaben sich



St. Magnus-Kirche in St. Gallen

Abb. 2. Fundament an der Ecke J

Abb. 3. Desgl. an der Ecke H

hier nicht. Doch konnte eine frühere Fußbodenschicht festgestellt werden bei etwa -0,25 m. Auf dieser fanden sich weiterhin im südlichen Querschiff noch rote, nachmittelalterliche Tonfliesen. Das Fundament von V<sub>s</sub> besteht aus roh hergerichteten, bald mehr, bald weniger lagerhaften Steinen in grobem Mörtelverband. Sorgfältig behauene Steine kommen darin nicht vor. Einzelne Stücke ragen unregelmäßig heraus, so besonders an der Ecke J. Es sind da größere platte Steine auf das darunter zurücktretende Mauerwerk gelegt, in dem kieselig runde Klötze liegen. So ist verschiedenstes Material nebeneinander verwendet, ohne daß daraus etwa verschiedene Bauperioden zu erschließen wären. Die Verstärkung an der Ecke (Abb. 1, 2 und 3) deutet darauf hin, daß darunter Reste von älterem Gemäuer liegen.

Das bestätigte der Befund an der Ecke H, wo in ähnlicher Weise entlang der Westwand im nördlichen Querschiff gegraben wurde. Da fand sich unter dem sorgfältigeren Quaderwerk ein sehr grobes «megalithisches» Fundament, das heißt ohne Mörtelverband aufgeschichtete Findlinge, die bei der Freilegung locker wurden und herausfielen (Abb. 1-3, Tafel 21, a und b). Im weitem Verlauf ist die Mauer V<sub>n</sub> ähnlich wie im Südquerschiff fundam. und hat Mörtelverband. An den beiden Ecken J und H muß also älteres Mauerwerk berührt und als Fundament mitbenützt worden sein. Nach Norden fällt der gewachsene Boden ab. Die Fundamentsohle liegt bei G etwa -1 m. Eine weitere Grabung entlang der Ostwand des Südquerschiffs III<sub>s</sub> führte zur Aufdeckung der Reste *i-i* und *k-k*, die durch den Heizkanal abgeschnitten worden sind. Ihre Fortsetzung nach Westen ist völlig verschwunden. Vereinzelt Kiesel im Schutt bewiesen nur, daß hier Mauerwerk dieser Art gewesen sein kann. Beide Mauerstücke sind ohne Mörtel angelegt; die Mauerdicke beträgt etwa 0,76 m (Abb. 1 und Tafel 21 c). Außerhalb der Mauer *k-k* fand sich in einer Tiefe von etwa -1,4 m ein Kinderskelett.

<sup>1)</sup> Die photographischen Aufnahmen besorgte der Photograph am Historischen Museum St. Gallen. Abwart J. Keßler.

Die Vierungsecke *E* konnte nicht untersucht werden, weil hier die Renaissancekanzel steht. Es war aber festzustellen, daß die Mauer *i-i* etwas neben der Ecke unter die aufgehende Ostwand eingreift.

Wiederum findet sich älteres Mauerwerk unter dem Boden im Chorquadrat. In einem Abstand von etwa 2,20 m von der Ecke *B* durchzieht eine Quermauer *c-d-e* den Raum in einer Breite von 0,75 m. Bei *e* ist sie abgebrochen; ihre Fortsetzung nach *f* unter die Südwand *II* des Chors ist gesichert. Von dieser Quermauer zweigen nach Osten zwei Mauerzüge ab: *a-d* und *b-e*.

Durch den Schacht für die Orgel ist das östliche Ende beider Mauern zerstört worden. Alle Teile sind einheitlich angelegt, aus großen Brocken und Findlingen ohne Mörtel. Sie entsprechen genau den Resten *i-i* und *k-k*. (Abb. 1, Tafel 21 d und e, Tafel 22 a). Bei *c* bindet das Kieselmauerwerk unten an das Fundament der Chor-Nordwand *II* an. Man sieht da, daß die gleichen großen kieseligen Steine mit den grob behauenen vermischt, nun durch Mörtel verbunden sind. Es wurde also hier der ältere Bestand für die Fundamentierung des jetzigen Mauerwerks mitbenützt. Außerhalb ist eine Baufuge zwischen dem Fundament der Chor-Nordwand *II* und dem Mauerzug *c-d-e*.

Unkenntlich, weil durch die Heizanlage ganz zerstört, ist der Zustand an der Ecke *D*. Hier ist nirgends mehr altes Mauerwerk im Boden erhalten. Dagegen fand sich bei *l* ein Eckstück aus groben Findlingen zusammengefügt (Abb. 1 und Tafel 22 b). Die Ecke ist durch einen besonders großen Block von etwa 1,15 m Länge ausgezeichnet. An diesen schließen sich kleinere Stücke ohne Mörtelverband an.

Leider war an der Ecke *H* weder nach Süden noch nach Osten das anschließende ältere Mauerwerk mehr erhalten. Im Zusammenhang mit diesen megalithischen Resten steht aber der große Mauerzug *s-r-u*, der etwa parallel im Abstand von ca. 1,45 m von der Südwand *VI* verläuft und am westlichen Ende umbiegt (Abb. 1, Tafel 22 c und d). Die Mauerdicke beträgt 0,75 m. Die Sohle liegt etwa bei 0,90 m unter normal Null. Das Ende bei *q* schließt unter der Ecke *J* ähnlich an wie *c* an die Nordwand des Chores. Ergänzt man symmetrisch ein Gegenstück zu diesem Mauerzug, so muß dieses dicht an das große Grab *T*<sub>2</sub> angeschlossen haben. Spuren sind aber neben und an diesem nicht zu finden.

Diese megalithischen Fundamentreste im Innern des heutigen Baues sind ganz einheitlich. Ihre Breite beträgt bald etwas mehr, bald etwas weniger als 0,75 m. Die Fundamenttiefe ist gering: im Chor etwa 0,65 m, im Schiff etwa bei -0,90 m. Diese Reste ergeben zusammengenommen eine merkwürdig präzise Anlage eines Kreuzbaues, der aus einem Quadrat mit anschließenden schmälern Armen nach Süd und Nord und längern Armen nach Ost und West bestanden hat. Es entsprechen sich je Ost- und Westarm und Nord- und Südarm unter sich. Eine solche Anlage findet sich m. W. in der Schweiz bisher nicht. Sie erinnert an altenglische, einschiffige Pfarrkirchen. So liegt es nahe, den Blick nach Westen zu wenden, zumal die Tradition St. Gallens auf der iredottischen Mission beruht.

## II. UNTERSUCHUNGEN AM MAUERWERK DER HEUTIGEN KIRCHE

(Tafel 23–25, Abb. 4–12)

Der jetzige Bau zeigt eine Kreuzanlage, die noch nicht den normalen romanischen Typus hat, also noch nicht aus Quadraten zusammengefügt ist. Dieser Bau ist erstellt worden, erst nachdem der ältere bis auf die Fundamente beseitigt war. Er behielt aber die Breite des ehemaligen Mittelraumes etwa bei. Die Grundmauern greifen tiefer hinunter als die Fundamente des älteren Baues. Die Art des Mauerwerks kann kaum exakt beschrieben werden. Es setzt sich zusammen aus grobem Bruchsteingemäuer, aus zerschlagenen Findlingen, dann aus Tuffquadern an den Ecken und Fenstergewänden und außerdem aus späteren Zutaten in Sandstein und Backstein.

Wir betrachten die Innenseite der Mauern. Die Außenseiten konnten nicht untersucht werden. Wir beginnen mit der Südmauer des Langhauses *VI*. Durch den Turmanbau wurde die ursprüngliche Ecke des Raumes beseitigt. Es ist größtes Bruchsteingemäuer in reichlicher Mörtelbettung, das sich unterscheidet von der Struktur der älteren Wände der Kirche. Die Baufuge verläuft nach oben (Abb. 4, Tafel 23 a). Eine kleine Bogentüre (bisher verdeckt) führte zur Turmwendeltreppe. Das ganz zerschlagene Gewändprofil hatte eine spätgotische Abfasung.

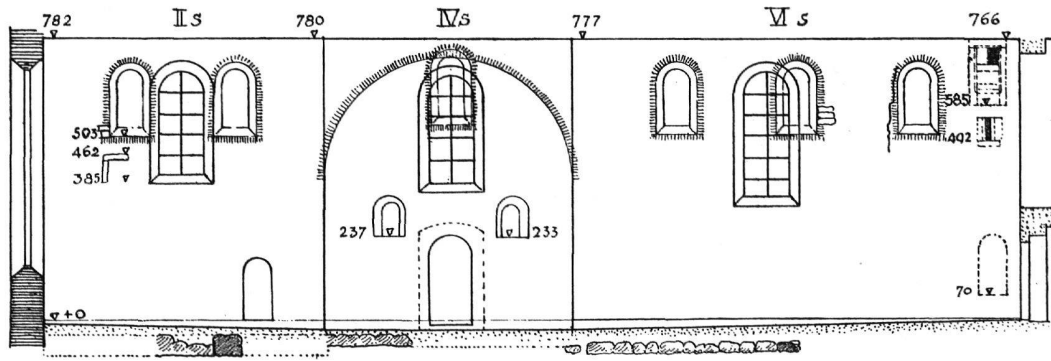


Abb. 4. Längenschnitt mit Ansicht der Südwälde

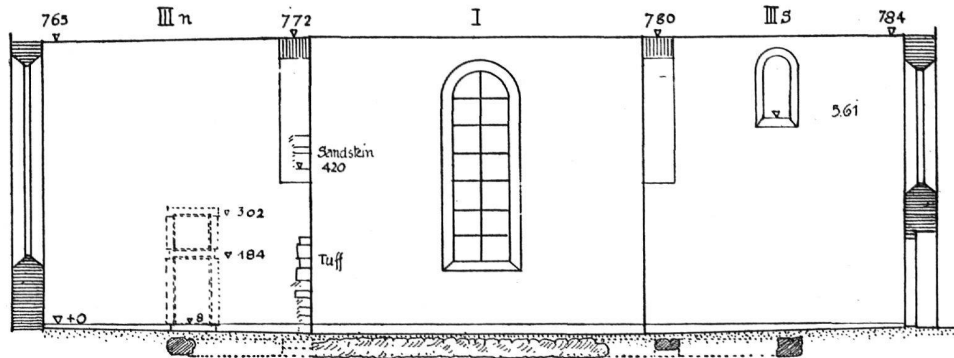


Abb. 5. Querschnitt mit Ansicht der Ostwände

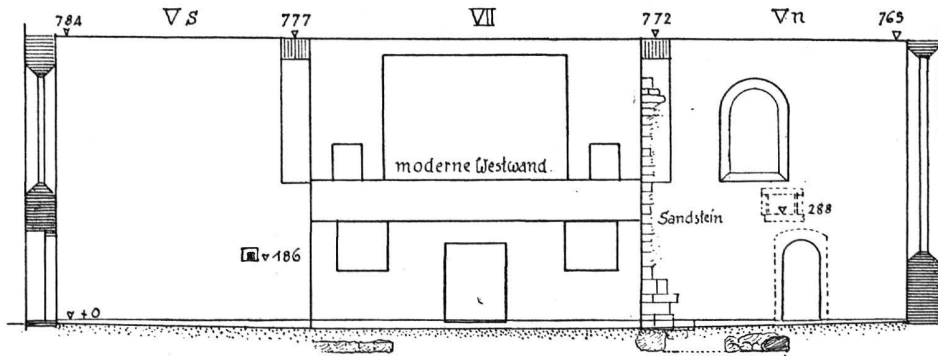


Abb. 6. Querschnitt mit Ansicht der Westwände

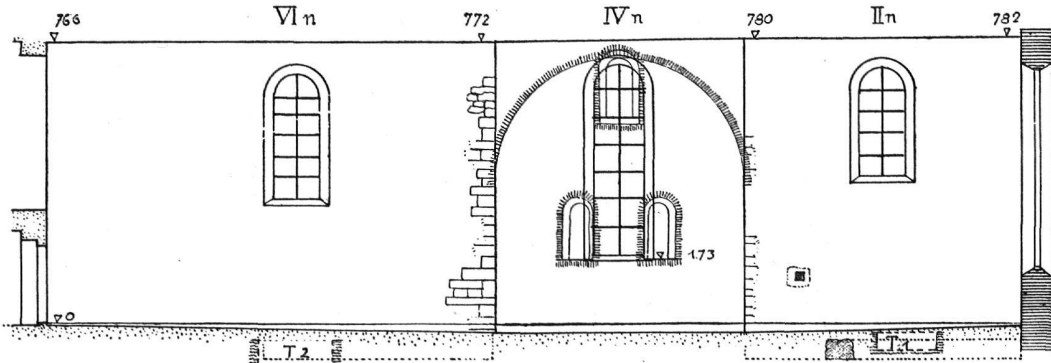







Abb. 7. Längenschnitt mit Ansicht der Nordwände

-  Fundament des alten Baues
-  Heutige moderne Begrenzung
-  Romanische Mauern
-  Vermutete Ergänzungen des romanischen Baues
-  Späteres Mauerwerk

St. Magnus-Kirche in St. Gallen. Schnitte

Dicht unter der Decke des Raumes befand sich ein Fenster für den Glöckner, das später verkleinert worden ist. Das Mauerwerk der Kirchenwand besteht aus ganz unregelmäßig geschichteten, kleinen, bald lagerrecht gelegten, bald gestellten Steinen (Tafel 23 b).

Nirgends ist ein klar und sorgfältig durchgeführter, richtiger Verband zu erkennen. Es fehlt jede gute Handwerkskunst. Das jetzige große Südfenster ist später ausgebrochen und mit Hausteineinfassung, die aber nicht auf Sichtbarkeit berechnet war, versehen. Der Entlastungsbogen darüber besteht aus Backstein. Das knappe, flache Hohlkehlpfenster des Fensterrahmens hat noch gotischen Klang. Es ist berechtigt anzunehmen, daß die heutigen großen Bogenfenster ein Werk der Reformationszeit sind. Würden bereits im Mittelalter größere gotische Fenster vorhanden gewesen sein, so hätte man diese wohl belassen. Man wird daher schließen dürfen, daß die Kirche bis zur Reformation ihre alttümlichen Fenster, von denen wir die Spuren entdeckten, behalten habe.

Im Südquerschiff zeigt sich das gleiche Bild eines chaotischen Wirrwarrs von kleinen Steinen, ohne deutliche Schichtung. Nur an der Ecke *J* finden sich unsorgfältig eingefügte Quadern mit grobgespitzter Oberfläche. Am oberen Teil der Ecke fehlt diese notwendige Eckverstärkung (Tafel 23 c); sie scheint nie vorhanden gewesen zu sein. Es hat den Anschein, als ob die Mauer oben nachträglich ausgeflickt worden wäre. Ob ein Bogen einst die

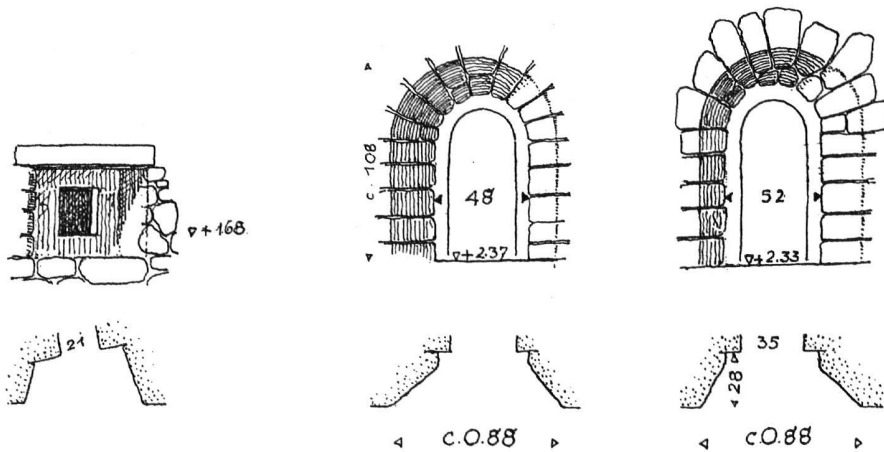


Abb. 8. Reklusenfenster im Südquerschiff der St. Magnus-Kirche

Abb. 9 und 10. Vermauerte romanische Fenster in der Giebelwand des südlichen Querschiffs der St. Magnus-Kirche

Querschifföffnung überspannte? Jetzt bilden schwere hölzerne Unterzüge<sup>2</sup> die einzige Gliederung des Raumes an der Decke. Sie gehören der Wiederherstellung des Baues an, die nach dem Brande 1418 erfolgt ist.

Nahe der Ecke fand sich ein kleines quadratisches Guckloch in tiefer Laibung (Tafel 23 d und Abb. 8), das einen Durchblick zum Hochaltar ermöglichte für den Bewohner einer in der Südwestecke der Kirche außen angebauten Klausen. Es ist ein Gegenstück zu dem sogenannten Wiborada-Fensterchen in der Nordwand des Chores. Auf Tafel 23 d ist der Charakter der Bruchsteinmauer sehr gut zu sehen. Es ist weder die spätantike oder die karolingische Bauweise, noch die in die hochromanische Periode hineinführende mittelalterliche.

Überraschungen brachte die Giebelwand des Südquerschiffs. Hier fanden sich zwei kleine Bogenfenster. Sie hatten beidseitige Schielung, die aus Tuff-Bruchstein gebildet ist und verputzt war. Doch ist es schwer zu sagen, ob und wie der Verputz getönt war (Tafel 23 e, Tafel 24 c und Abb. 9 und 10). Der Südausgang ist durch den Stichbogen in Backstein kenntlich als spätere Zutat oder mindestens als Bauveränderung. Ebenso ist es mit dem großen Fenster darüber, das dem Fenster in der Südwand verwandt ist.

Einheitlich ist der Charakter des kleinsteinigen, regellosen Bruchsteingemäuers an der Ostwand des Querschiffs (III<sub>s</sub>). Erst gegen die Ecke zum Hauptschiff ist wieder ein deutlicher Wechsel im Mauerwerk zu erkennen. Die Ecke ist aus großen lagerhaften, aber unregelmäßig geformten Sandsteinblöcken so aufgebaut, daß diese Verstärkung nicht etwa unten am weitesten in das Kleinsteingemäuer eingreift, sondern umgekehrt nach oben weiter ausgreift. Soll das eine spätere Wiederherstellung andeuten (Tafel 24 a)? In der gleichen Wand wurde ein größeres Rundbogenfenster, wiederum mit Tuffsteineinfassung, die nicht auf Sichtbarkeit berechnet war, aufgedeckt.

<sup>2</sup> Bei der Renovation 1947 wurden sie ganz beseitigt.



Breite etwa 1,10 m, Höhe etwa 1,80 m. Es gehört zum ursprünglichen Bestand und ist das einzige größere Fenster, das davon erhalten ist, soweit einstweilen aus dem Befund der Innenseite der Mauern zu erkennen ist. Nach dem Muster dieses Fensters sind vermutlich die ältern Fenster zu ergänzen. Auf dem Stadtprospekt von 1642 von Merian ist hier ein hohes Fenster eingezeichnet, das so also nicht bestanden hat.

Im Chor sitzt heute in der Südwand wiederum ein Fenster aus der Reformationszeit. Hier ist keine Sandsteinfassung, sondern nur eine Bogenwölbung in Backstein vorhanden. In der gleichen Wand finden sich noch Spuren von Öffnungen oder Nischen, deren Form und Bestimmung nicht deutlich zu erkennen war (Tafel 24e). Die Oberflächenbehandlung der zwei anscheinend in situ befindlichen Quadern, die seitlich noch ihren Wandverputz zeigten, ist die im 12. Jahrhundert schon übliche Zahnflächung. Allein der Zusammenhang zwischen den obern und den unterhalb ganz anders geformten und eingestellten Bausteinen bleibt fraglich. Das untere Stück (Fußpunkt etwa 4,08 m über dem Chorfußboden) zeigt einen stichbogenartigen Sturz mit altem Verputz, der sich am Gewände fortsetzt. Die Oberfläche der Steine ist derber, als bei den beiden oberhalb befindlichen Quadern. Die untern Reste scheinen eher dem ursprünglichen Bestand anzugehören, während die obern eine Bauveränderung vermuten lassen. Ist vielleicht beim Brand von 1418 die Mauer zum größeren Teil eingestürzt und dann die untere Öffnung verbaut worden? Die obere Öffnung wäre dann erst ein Werk des 15. Jahrhunderts, das dann beim Ausbruch des jetzigen großen Bogenfensters zerstört worden ist (gotisches Fenster?). Vermutlich wird bei der spätern Außenrenovation darüber Klarheit gewonnen werden.

Das große Ostfenster in der Ostwand (I), lange Zeit zugemauert, jetzt wieder geöffnet, gehört nach dem Befund ebenfalls der nachmittelalterlichen Zeit an. Bogenleibung und Entlastungsbogen darüber sind in Backstein ausgeführt. Die Verlängerung nach unten ist noch späteren Datums. Spuren alter Ostfenster haben sich an dieser Wand nicht beobachten lassen. Nach der Ansicht von 1642 wären aber im Ostgiebel drei große Fenster vorhanden gewesen.

Die nördliche Seitenwand des Chores (II<sub>n</sub>) hat in Ausführung und Form das gleiche breite Fenster wie gegenüber. Der chaotische Charakter des Mauerwerks läßt keine sichern Spuren einer baulichen Veränderung erkennen. Dagegen fällt es auf, daß hier die Eckverstärkung gegen das Nordquerschiff mit Tuffquadern von geringen Dimensionen, durchaus nicht auf Sichtbarkeit, sondern auf Putzverkleidung angelegt ist. Die Tuffsteine fehlen oben ganz und sind weiter unten stark beschädigt. Das Mauerwerk ist grob ausgeflickt (vgl. Abb. 5 und Tafel 25f), so daß man zu der Annahme kommt, die ganze Ecke sei etwa in der Höhe von 2 Metern ausgeflickt; nach oben sind auch Sandsteinschichten eingefügt.

Der wichtigste Fund in dieser Wand ist das sogenannte Wiborada-Fenster, jenes Guckloch, das den Durchblick aus einer außerhalb angebauten Klausen oder Kapelle auf den Hochaltar gestattete. Eine nicht genau regelmäßige Viereckplatte aus Sandstein ist durch eine quadratische Öffnung von etwa 24 cm durchbrochen, vorne abgefast, nach außen mit Falz für einen Holzladen versehen, der sich beim Öffnen in die Mauernische legte. Ein senkrechter Eisenstab, von welchem bei der Freilegung noch das unterste Ende im Stein steckend gefunden wurde, diente als Vergitterung. Durch gewaltsames Ausbrechen des Stabes ist seinerzeit die obere Kante der Öffnung rundlich ausgesplittert. Die Fensterplatte war glatt bearbeitet. Der rötlich getünchte Wandverputz, den wir als «romanisch» zu datieren glaubten, war hier noch anstoßend zu erkennen. Eine größere Menge von solchem Putz lag im Schutt bei der Ecke D. In der rückseitigen Nische, die mit flachem Stichbogen überwölbt ist, diente ein schmaler Sims, ursprünglich wohl mit einem Brett belegt, zum Auflegen der Arme des hier knieenden Beters. Aus dem Befund eines überstuckierten Quaders im äußern Gewände der Nische ist zu erkennen, daß Tuffsteine vom ältern Bau hier wiederverwendet wurden. Es war hier eine Klausen angebaut. Daß es aber nicht die Klausen der hl. Wiborada gewesen ist, sondern eine sogenannte «Traditionsklausen», wie gegenüber an der Ecke J (vgl. H. Edelmann in: Gallusstadt, S. 63), ergibt sich aus dem Umstand, daß der heute bestehende Bau den wesentlich kleinern Bau des Salomon ersetzt hat (s. u.). Die wirkliche Wiboradaklausen stand wohl mit diesem ältern Bau im Zusammenhang. Genauere Anhaltspunkte für die beiden Klausen wird man erst bei einer Außenrenovation der Kirche erhalten können. Über das Verhältnis dieser sogenannten Wiboradaklausen zu der 1456 gestifteten Wiboradapelle ist auch erst dann Sicheres zu erfahren. Wir wissen nicht, ob diese Traditionsklausen zur spätern Kapelle umgebaut wurde, oder einem völligen Neubau der gotischen Zeit weichen mußte.

Übergehend zum Nordquerschiff, ist wieder zu beachten, daß die kleindimensionierten Tuffquadern an der Ecke stark zerschlagen sind. Sie gehören aber zum ursprünglichen Mauerverband – vielleicht auch als wiederverwendete Steine.

Der Stadtplan von M. Frank (1596) und der Merianprospekt (1642) geben in der Ostwand ein Rundbogenfenster an, von dem heute keine Spur im Innern zu entdecken ist. In diese Wand wurde 1567, beim Umbau der

ehemaligen Kapelle der hl. Wiborada, ein Türgewände mit Oberlicht eingesetzt als Eingang zur Bibliothek Vadians, die man hier unterbrachte. Aus dem Zustand des Mauerwerks ist zu erschließen, daß hier vorher eine größere Bogenöffnung bestanden hat, die den Eingang zur Kapelle bildete. Die Breite dieser Öffnung, die mit Sandsteingewänden eingefast war, betrug etwa 1,60 m. Beim Umbau der Wiborada-Kapelle des Rütli zur Vadiansbibliothek wird von einem Gewölbe gesprochen; daher ist anzunehmen, daß auch die Kapellenöffnung einst Bogenform hatte. Das Gewölbe blieb bis 1776 bestehen (Abb. 12 und Tafel 25a).

Die Wand IV<sup>n</sup> hatte ursprünglich, entsprechend der gegenüberliegenden Giebelmauer im Südquerschiff, kleine Rundbogenfenster. Von dem einen ist noch ein Rest erkennbar (Tafel 25b). Es wurde beim Ausbrechen des heute vorhandenen sehr langen Fensters durchschnitten und zur Hälfte vermauert. Vom Gegenstück ist keine Spur mehr zu erkennen. Die Höhenlage stimmt mit derjenigen der kleinen Fenster im Südgiebel. Die Anordnung eines älteren kleineren Mittelfensters ist, wie dort, nur zu vermuten. Im Prospekt von Pfau in Haltmeyers Chronik sind drei Fenster angedeutet. Die im Nordquerschiff eingebaute Empore von 1683 wurde erst 1839 beseitigt.

In der Wand V<sup>n</sup> sind wiederum Spuren von Bauveränderungen abzulesen. Die kleine Fensternische schräg über der Tür, ist kaum als Oberlicht zu deuten, sondern eher als ein Fenster zu einem Anbau an der Nordwestecke der Kirche. Sie hat Backsteineinfassung. Als das große Fenster eingebrochen wurde, konnte das kleine nicht mehr im Gebrauch gewesen sein. Das große gehört wiederum der nachmittelalterlichen Zeit an (Tafel 25c).

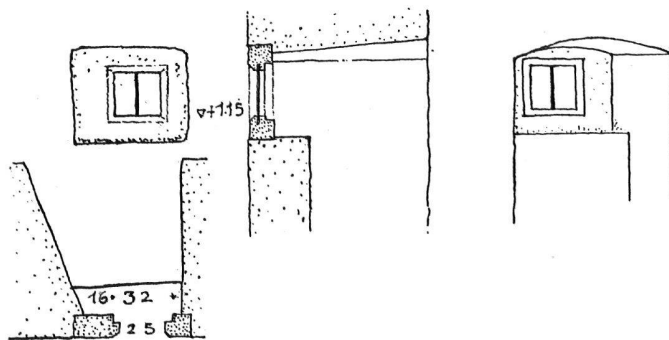


Abb. 11. St. Magnus, sog. Wiborada-Fensterchen in der Nordwand des Chores. Grundriß, Schnitt und Ansichten

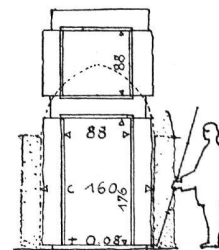


Abb. 12. St. Magnus, Nordquerschiff. Türgewände von 1567

Besondere Beachtung verdient die Ecke H, welche vom Nordquerschiff hinüberleitet zur nördlichen Längswand. Von unten auf ist hier eine weit in die Langwand eingreifende Sandsteinquaderverstärkung eingefügt. Sie ist nicht auf Sichtbarkeit angelegt, entstammt aber einer Periode der bessern Mauertechnik, als das übrige Gemäuer der Kirche. Daß diese Eckquadern nachträglich eingefügt sind, ist aus der Art, wie das Brockenmauerwerk anschließt, einwandfrei zu erkennen. Die Oberflächenbehandlung mit dem Zahneisen weist auf die aus Frankreich kommende «Mode», der Verwendung der sogenannten Zahnfläche<sup>3</sup>. Ganz oben fehlt diese Eckquaderung. Dieser Bauzustand läßt die Vermutung zu, daß die nachträgliche Versteifung der Ecke nach dem Brand von 1418 erfolgt sei. Sind vielleicht bei der Katastrophe die Schwibbögen über den Querschiffen eingestürzt und bei der Wiederherstellung der Kirche nicht mehr erneuert worden (Tafel 25d-f)?

Die Nordwand VI<sup>n</sup> zeigt auf die ganze Länge die größte Einheitlichkeit der Kleinteintechnik. Sichere Spuren von älteren Fensteröffnungen ließen sich nicht feststellen.

Die alte westliche Abschlußwand VII existiert nicht mehr. Von ihr stand bis zum gegenwärtigen Umbau noch als Pfeilvorsprung ein kleines Stück an der ehemaligen Nordwestecke des Schiffs. Jetzt ist dieses abgebrochen worden. Als Gegenstück wurde 1657, als man das Schiff verlängerte, an den Turm ein Wandpfeiler angefügt, in dessen schwerfälligem Renaissancegesims die Jahreszahl 1657 und die Initialen H ST eingehauen sind. Diese Inschrift ist in die neue Westwand, also nicht in ursprünglicher Lage, wieder eingebaut worden.

Die spätern Veränderungen im Westen und auch was mit dem Turmbau zusammenhängt, sind geschichtlich klar (siehe die Daten zur Baugeschichte).

<sup>3</sup>) Siehe Karl Friedrich, Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis 18. Jahrhundert, Augsburg 1932, S. 64f.

Aus allen Einzelbeobachtungen ergibt sich folgendes (Abb. 13–20 und Tafel 26):

Der heutige Bau ist nicht der erste an dieser Stelle. So entsteht die Frage: Ist er das Werk des Abt-Bischofs Salomon III, oder ist er später entstanden? Ersetzt er den älteren Bau, den wir dann als den Gründungsbau Salomons zu bezeichnen haben?

Solange der ältere Bau unbekannt war, hielt man den jetzigen für den des Salomon. Die Kreuzform sprach nicht dagegen. Sie ist noch nicht nach dem quadratischen Schema normiert, wie das

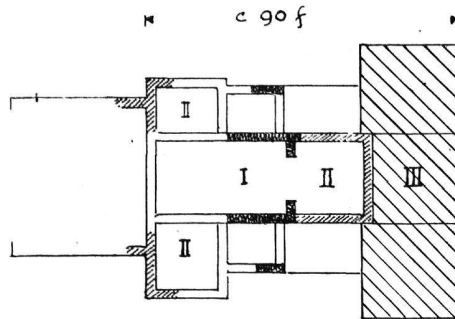


Abb. 13.  
Glastonbury Abbey, Grundriß nach Clapham  
English romanesque architecture I, fig. 16.  
I ca. 700, II zw. 700 u. 950, III nach 950

dann im 11. Jahrhundert allmählich üblich wurde. So schien die bisherige Annahme durchaus richtig. Die Ausgrabungen haben uns nun mit dem ältern Bau bekannt gemacht. Seine Grundform erinnert an die insulare Baukunst der karolingischen Zeit. Man unterscheidet im Kirchenbau auf der englischen Insel für die älteste Zeit eine südliche und eine nördliche Gruppe. Das 8. Jahrhundert und der Anfang des 9. sind die dunkelste Zeit in der Architekturgeschichte Englands. Es wird angenommen, daß die Grundform der Anlagen im 7. Jahrhundert entstanden sei; sie weist

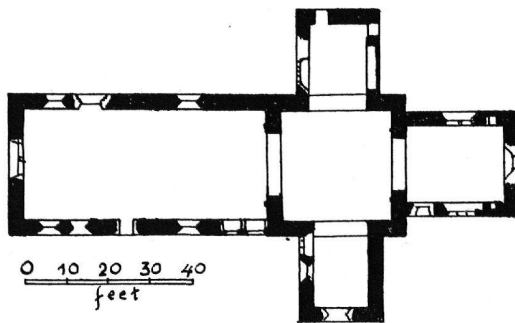


Abb. 14a. Dover, St. Mary in Castro. Grundriß  
(Nach Clapham, English romanesque architecture I, fig. 28)

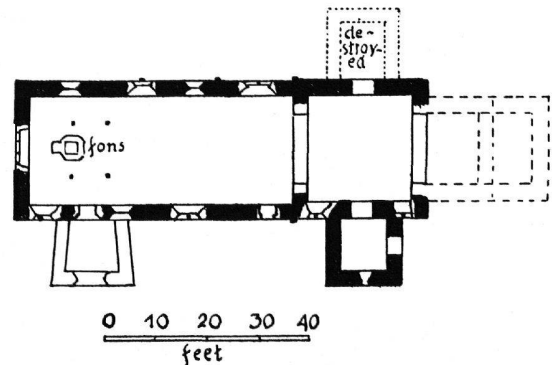


Abb. 14b. Breamore. Grundriß der Kirche  
(Nach Clapham, English romanesque architecture I, fig. 26)

Rechteckräume auf mit anschließenden kleinen Nebenräumen (sog. Porticus). So in Canterbury, SS. Peter und Paul aus dem 7. Jahrhundert, wo der ehemalige östliche Abschluß nicht mehr feststellbar ist; ebenso in Glastonbury Abbey, deren älteste Teile mit seitlichen Annexen aus dem 7. Jahrhundert, im 10. durch ein neues Chor-Rechteck und vergrößerte Porticus verändert worden sind (südliche Gruppe) (Abb. 13). Ein langgestreckter Hauptraum mit kurzem, eingezogenem Rechteck-Chor scheint mehr den Charakter der nördlichen Gruppe der angelsächsischen Kirchen darzustellen. Ein deutliches Beispiel gibt Monkwearmouth (Durham), gegr. 675, mit seitlichen Porticus. Das Verhältnis von Länge zu Breite ist etwa 3:1. Auch

die Höhe ist überraschend groß im Gegensatz zu den niedrigen Bauten der südlichen Gruppe. Zweifellos hängt die Grundidee der kleinen englischen Kirchen ältester Zeit zusammen mit den Traditionen des Holzbaues. Im Holzbau werden Nebenräume so angebaut, daß die Flucht der Wände gegenüber der vorderen Flucht des Hauptraumes zurückverlegt werden. Das ist hier eine konstruktive Notwendigkeit, die beim Steinbau nicht besteht. Diese Grundform des Holzbaues, wie sie sich auch in den skandinavischen Ländern erhalten hat, ist charakteristisch für den kleinen englischen Kirchenbau. Jedoch nicht für die großen Schöpfungen, die dem altchristlichen italienischen Vorbild sich mehr oder weniger anschlossen.

Dem aus den Resten in St. Mangen zu erschließenden Bau stehen am nächsten jene kleinen Kirchen, deren Hauptraum sich dem Quadrat nähert, an das sich der rechteckige Chor und die seitlichen Nebenräume angliedern. Beispiele aus dem 10. Jahrhundert sind die Kirchen in Breamore (Hants)<sup>4</sup> und St. Mary in Castro in Dover<sup>5</sup>. Diese beiden sind beinahe genaue Beispiele zu dem, was auf unsern Fundamenten zu ergänzen ist. Nur ist bei St. Mangen der westliche Teil kürzer und schmaler als der Mittelraum. Ähnlich sind auch die Kirchen in Worth (Sussex)<sup>6</sup> und Hadstok (Essex)<sup>7</sup>. Alle diese Bauten sind auffallend durch ihre ungenaue, derbe Ausführung; die Ecken sind nicht rechtwinklig. Die Entwicklung führt dazu, den Hauptraum turmartig über die Annexe emporzuheben. Die Beispiele gehören durchwegs dem 10. Jahrhundert an. Zu vergleichen ist auch noch der altertümliche Typ von Barton of Humber<sup>8</sup>, wo jedoch die seitlichen «porticus» fehlen; der westliche Teil scheint später angefügt zu sein. Charakteristisch ist, daß sich die «porticus» nicht auf ganze Breite zum Mittelraum öffnen. Haben wir aber eine Berechtigung auf diese alten englischen Beispiele zurückzugreifen? Müßten es nicht irische Vorbilder sein, denen wir nachzugehen hätten? Allein dort finden wir andere Typen<sup>9</sup>, die von vorneherein nicht zu vergleichen sind. Steinbauten in irischer Art konnten kaum Vorbilder abgeben für ein Land, in dem die Bewohner nur in Holz zu bauen geübt waren. Das völlige Fehlen der runden Apsiden im angelsächsischen Gebiet beweist, daß der älteste Kirchenbau ursprünglich ein Holzbau war. So ist es zweifellos richtig, als älteste Bautradition für St. Gallen Vorbilder anzunehmen, die dem Holzbau entsprochen haben. Er war das Urbild, auch wenn dann bereits im 8. Jahrhundert der Steinbau mehr und mehr vordrang<sup>10</sup>.

Die baulichen Vergleiche und technischen Beobachtungen lassen sich geschichtlich unterstützen. Besonders Clark in «the abbey of St. Gall» (Cambridge 1926, S. 55 ff.) zeigt, wie stark im 8. Jahrhundert der angelsächsische Einfluß in St. Gallen vorherrschte seit der Mission in Mitteleuropa unter Bonifatius. Angelsächsische Priester und Mönche sind am Werk in der religiösen und der literarischen und künstlerischen Arbeit. Die irischen treten in den Hintergrund. Durch die Einführung der benediktinischen Klosterregel seit der Mitte des 8. Jahrhunderts in St. Gallen war für den britischen Einfluß Tor und Tür weit offen. Im 9. Jahrhundert wird dann die Verbindung mit Fulda besonders eng, das ein Hauptsitz der angelsächsischen Kultur und Bildung war, wo ein Rabanus Maurus, ein Schüler Alcuins, wirkte. Engilbert und Hartmuot, die berühmten Lehrer der Klosterschule in St. Gallen, waren dessen Schüler. Noch bis in das 11. Jahrhundert kommen Mönche und Priester von England herüber, die Träger sind der insularen Gebräuche und Formen. Unter Salomon III. (890–920) hat St. Gallen als geistliche Schule seine höchste Stufe erreicht, die erst durch die politischen Unruhen im Zusammenhang mit der Kluniazenserreform ihr Ende findet.

<sup>4</sup>) Siehe A. W. Clapham, English romanese architecture, preconquist period, Bd. I, pl. 36, fig. 26, p. 99.

<sup>5</sup>) Derselbe, fig. 28, p. 102. <sup>6</sup>) Derselbe, fig. 29, p. 102. <sup>7</sup>) Derselbe, fig. 27, p. 102. <sup>8</sup>) Derselbe, fig. 31, p. 103.

<sup>9</sup>) R. A. S. Macalister, The Archeology of Ireland, pl. VI und VII, p. 245 f.

<sup>10</sup>) Eine Nebenbemerkung zum Holzstil der älteren englischen Kirchen: Wenn sogar der Bau Salomons vom Ende des 10. Jahrhunderts noch auf die insulare Tradition hinweist für die kleinen Kirchen, so mag das erst recht gelten, daß die ersten Zellen, wie wir ja aus der Galluslegende wissen, rechteckige Bauten im Blockstil waren, vermutlich mit einem Hauptraum und angefügten kleinen Kammern. Mit diesem Hinweis mag auch ein Fingerzeig gegeben sein zur Lösung des Rätsels der Hattozelle in Oberzell auf der Reichenau.

Wenn also gerade der angelsächsische Einfluß zur höchsten Entwicklung der klösterlichen Kultur St. Gallens führte, so ist es nicht abwegig anzunehmen, daß der Bau auf dem Irahügel eine Form zeigt, die nur im Anschluß an diese Tradition zu verstehen ist. Wir sind also berechtigt, die aufgefundenen Mauerreste innerhalb der Mangenkirche als die Grundmauern des Gründungsbau es von etwa 890 anzusehen. Der heutige Bau ist somit nicht die Schöpfung Salomons III.

Die Skizze (Abb. 15) mag eine ungefähre Vorstellung geben von dem ursprünglichen Bau, für dessen Einzelheiten alle Grundlagen fehlen. Es hat sich kein Stein gefunden, der etwas Bestimmtes aussagen kann. Die Vermutung, es könnte ein Holzbau gewesen sein, ist abzulehnen. Eine Spannmauer, wie sie vor dem Chor und vor dem südlichen Querschiff vorhanden war und vor dem nördlichen sicher ergänzt werden darf, fehlt gegen den westlichen Anbau. Sie wäre aber dort für einen Blockbau (mit sog. «gestrickten» Wänden) ebenso nötig, wie an den drei andern Seiten. Die



Abb. 15. St. Magnus, 1. Bau. Äußeres  
Rekonstruktionsskizze

Annahme eines Holzbaues muß daher ausscheiden. Die erste Mangenkirche, die sich Salomon als Privatkapelle errichtete, war ein schlichter Steinbau. Es bleibt unbestimmt, wie weit sich die seitlichen «porticus» gegen den Mittelraum öffneten; nur der westliche Teil war in ganzer Breite mit dem Quadratraum verbunden (siehe Skizzen, Abb. 16). Genaueres läßt sich nicht feststellen. Über den Neubau der größern, das heißt der heutigen Kirche, fehlt eine urkundliche Mitteilung. Man muß den Bau aus dem, was die Mauern aussagen, zu datieren suchen. Der Brand von 1418 kann für den Neubau als Datum nicht in Frage kommen. In diesem Zeitraum wäre eine gotische Kirche entstanden.

Die Kreuzform des Grundrisses ist noch frühromanisch; sie zeigt noch nicht das in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts allmählich üblich werdende quadratische Schema. Der neue Kirchenbau hat mit rund 325 qm Bodenfläche ziemlich genau die doppelte Größe gegenüber dem Gründungsbau Salomons III. Er muß demnach auch eine andere Zweckbestimmung gehabt haben. Die formalen Anhaltspunkte für eine Beurteilung sind gering. Werke des frühen Mittelalters sind formenarm. Die beidseitige Schielung der Rundbogenfenster ist im 12. Jahrhundert allgemein üblich. Wenn angenommen werden darf, wie oben aus der Beobachtung der innern Gebäudeecken vermutet wurde, daß über die Querschifföffnungen ursprünglich Bögen gespannt waren, die

bei der Reparatur nach dem Stadtbrand nicht wiederhergestellt worden sind, so hatte der Raum einen durchaus frühromanischen Charakter. Diese Annahme von Schwibbögen über den Querschiffen ist durchaus wahrscheinlich, aber nicht sicher zu beweisen. Es kann auch angenommen



Abb. 16. St. Magnus I. Inneres  
Rekonstruktionsskizze

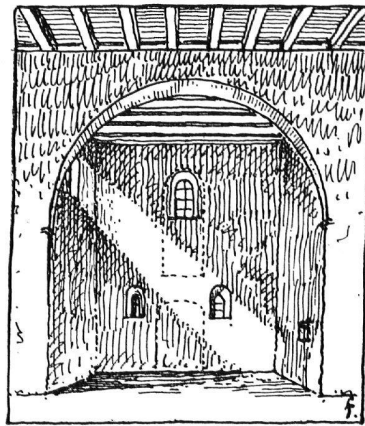


Abb. 17. St. Magnus II, vor 1418  
Südliches Querschiff. 1. Zustand  
Rekonstruktionsskizze

werden, der Bau habe durch den Brand von 1418 so sehr gelitten, daß die Innenecken etwa durch den Einsturz des hölzernen Vierungsturmes so schwer beschädigt worden wären, daß eine gründ-

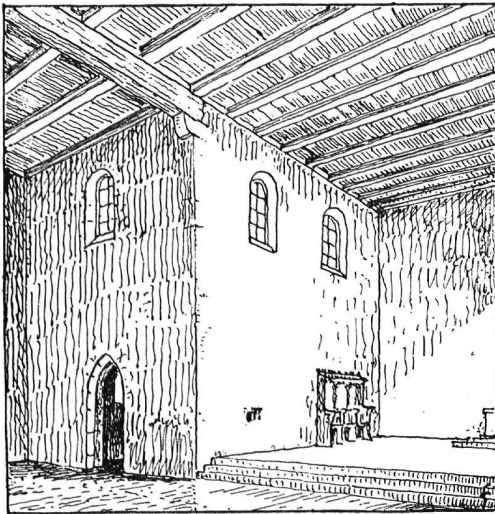


Abb. 18. St. Magnus II, um 1456  
Blick auf die Innenecke D. 2. Zustand  
Rekonstruktionsskizze

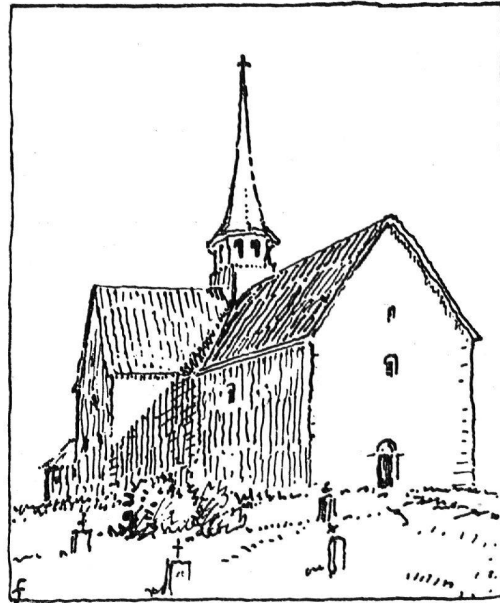


Abb. 19. St. Magnus, 2. Bau  
Äußeres vor 1505. Rekonstruktion

liche Verstärkung nötig wurde. Wenn Rundbögen ursprünglich da waren, so verzichtet man zu Beginn des 15. Jahrhunderts darauf, sie wieder herzustellen. Für gotische Spitzbögen reichten die Höhenverhältnisse nicht aus. Der Raum wurde, soweit man aus dem Befund der obersten Mauer-schichten entnehmen kann, wo an der Nordwand noch Brandspuren entdeckt wurden, bei der

Wiederherstellung nach 1418 sogar um ein unbestimmtes Maß erniedrigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Raumböhe zu Anfang der Raumbreite von rund 9 m entsprochen hat. Vermutlich war man durch die allgemeine Not nach dem Stadtbrand zu dieser Reduktion gezwungen.

Ein sicheres Bild von der Anordnung der Fenster wird eine spätere Außenrenovation ergeben. Die Ergänzung von drei Fenstern in den Querschiffgiebeln ist berechtigt; ob auch an der Ostfront Fenster anzunehmen sind, bleibt nach den Beobachtungen des Mauerwerks im Innern mindestens unsicher (Abb. 17–19).

Man wird den Neubau von St. Mangen in die Zeit um 1100 oder kurz darnach ansetzen dürfen. Die Veranlassung dazu mag der gesteigerte Andrang zu der Stätte der 1047 heiliggesprochenen Wiborada gewesen sein. Die neue Kirche war nun keine Privatkapelle mehr, sondern ein vielbesuchter Wallfahrtsort.

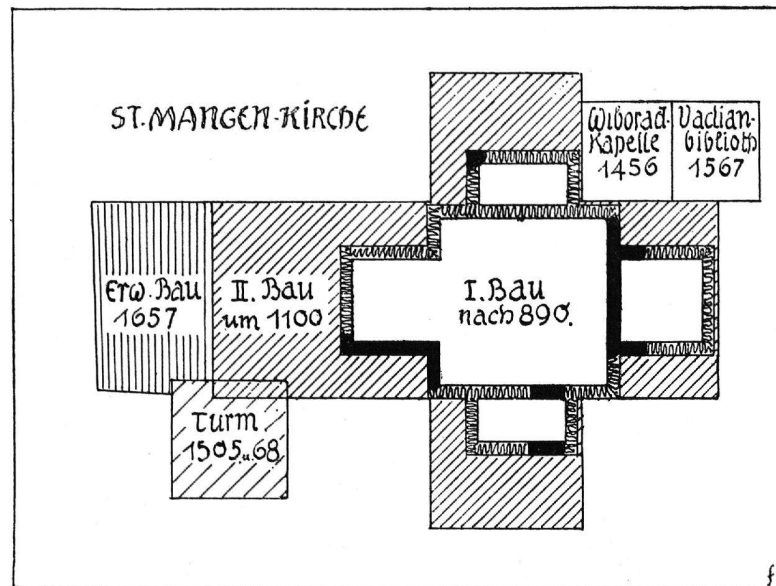


Abb. 20. St. Magnus, Plan der Bauperioden

Mit der Reformation änderte sich die Bedeutung der Kirche. Die Heiligenverehrung hörte auf. Man setzte die großen Fenster ein und vermauerte die kleinen romanischen. Der Raum wurde dadurch ganz umgestimmt und erhielt im wesentlichen den Charakter, den er bis in unsere Tage hatte. Die spätere Verlängerung nach Westen ist heute durch die neueste Renovation vom Innenraum aus nicht mehr spürbar. Eine Übersicht über die Entwicklung der ganzen Anlage gibt Abb. 20. Reizvolle Schilderungen von Einzelheiten und den Schicksalen des Baues enthält der Aufsatz von H. Edelmann in «Gallus-Stadt», 1947, S. 53 ff.

#### Gräber (Tafel 27)

T 1. Im Chor befand sich an der im Plan bezeichneten Stelle ein mit hellrot gebrannten, schweren Backsteinen ummauerter Schacht von nur 1,56 m Länge und 0,45 m oberer und 0,42 m unterer Breite nahe dem Hochaltar auf der Evangelienseite. Die Sohlenhöhe lag bei 0,71 m. Die innere Schachthöhe betrug noch etwa 0,51 m. Es ist möglich, daß sie noch um eine Ziegelschicht höher war. Das Grab wurde in zerstörtem Zustand aufgefunden; die Wandung war nicht mehr ringsum vorhanden. Das Innere war mit Schutt aufgefüllt, der dem Bauschutt des Chores entsprach. Vermutlich war das Grab bei den Arbeiten für die Heizung schon einmal aufgedeckt und freigelegt worden. Es fehlt jede Spur des Inhaltes. Es fehlt auch eine Abdeckplatte und jede Spur davon. Nicht ganz unwahrscheinlich ist die Annahme, daß dieses Gemäuer der Behälter einer nachträglichen Bestattung, also viel-

leicht der hierher übertragenen Reliquien der hl. Wiborada gewesen ist. Technischer Befund des Mauerwerks: Sorgfältiger Backsteinbau (Format der Steine: Länge 34–35 cm, Breite 16,5–18 cm, Höhe (Dicke) 7,5–8 cm) mit breiten, mit Weißkalk gefüllten Fugen (Tafel 27a und b).

T 2. Im Schiff dicht an der Nordwand fand sich ein großes Grab, dessen Bruchsteinwandungen nur noch zum Teil erhalten waren. Innere Länge 2,09 m, Breite 0,84 m. Schachtsohle bei –1,18 m. Auch dieses Grab wurde in teilweise zerstörtem Zustand aufgefunden. Es lag darin (und wurde unberührt belassen) ein noch deutlich erhaltenes, männliches Skelett, 1,73 m lang, fast ungestört und durch eine Kalkschüttung bedeckt. Darüber lag Bauschutt, der nicht vom Neubau der heute noch erhaltenen Kirche, sondern aus noch neuerer Zeit stammte. Von der Abdeckung mit Steinplatten sind im Schutt unzusammenhängende Reste gefunden worden. Grabbeigaben konnten trotz sorgfältigster Untersuchung nicht entdeckt werden. Aus der Länge des Grabes und dem verhältnismäßig großen Abstand vom Scheitel des Toten bis zur Wandung hat man vermutet, daß über dem Kopf eine Mitra Platz haben mußte, daß es sich also um ein Bischofsgrab handle. Dann würde man annehmen, es sei das Grab Salomons III. Viel Wahrscheinlichkeit hat aber diese Hypothese nicht, weil das Grab außerhalb des alten Kirchenbaues, den Salomon errichten ließ, gelegen hätte (Tafel 27c).

Bruchstück einer großen gotischen Grabplatte (etwa 0,90 × 1,70 m), gefunden im Schutt des Chorfußbodens (bei T 3 in Abb. 1), ohne irgendwelchen Zusammenhang mit Resten eines Grabes. Der Schutt stammt von den Grabungen für die Vertiefung der Orgel und der damals erfolgten Neulegung des Fußbodens. Auf der breiten Fase ist folgende Inschrift erkennbar, von der leider das Datum fehlt:

.. vn obiit ioh(ann)es d(i)c(tu)s bit(ter)li / p(res)b(yte)r r(e)c(tor).. ecc(le)s....

Unsicher ist die Lesung von «rector», hinter dem das nächste Wort «ecclesiae» nicht sofort anschließt; vielleicht ist ein Wort, etwa «hujus», zu ergänzen. Johannes Bitterli ist der von Pestalozzi, a. O., S. 44, genannte «Herr Hans», Kirchherr von St. Mangen, außerhalb der Mauern des Fleckens St. Gallen. Sein Todesdatum (1407) ist unsicher (Tafel 27c–f).

### Sacrarien

Im Schiff der Kirche, nahe der Nordwand, wurde eine unregelmäßig ummauerte Vertiefung im Boden festgestellt. Leider fehlen genaue Maße über ihre Lage. Es war ein ungenau, etwa fünfeckig gemauerter Schacht von etwa 0,35 m Durchmesser, dessen Öffnung nur 0,15 m breit war. Die Mauerung bestand zum Teil aus Tuffsteinen, darunter solchen mit Putzfragmenten, weiß gekalkt mit schwarzen und roten Farbspuren. Ein Bodenbelag war nicht vorhanden. Ebenso fehlte der obere Abschluß. Die Tiefe des vorhandenen Schachtes betrug 0,84 m<sup>11</sup> (Tafel 27g). Auch im Südquerschiff kam ein ummauerter Schacht zum Vorschein. Dieser war quadratisch, Durchmesser etwa 0,45 bis 0,50 m, ausgemauert mit schwarzen Kalksteinen mit dicken Mörtelfugen, unverputzt; auch hier kein fester Bodenbelag. Tiefe etwa 0,60 m. Dieser Schacht gehörte vermutlich zu dem hier im 15. Jahrhundert neu errichteten Altar, der St. Fabian und St. Sebastian geweiht war<sup>12</sup>. – Beide Schachtanlagen sind nach dem Bau I entstanden.

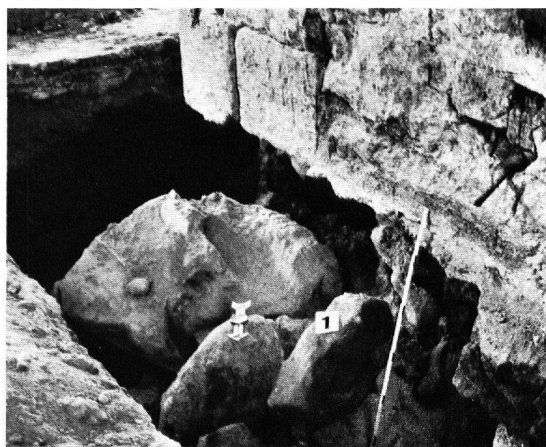
<sup>11</sup>) Der Verfasser stützt sich bei diesen Mitteilungen auf die Angaben der Grabungsleitung. Der Abstand des Schachtes wurde von einem Vorarbeiter mit 1,35 m von der Querschiffecke angegeben. Im Plan Gallus-Stadt, S. 59, ist ein Abstand von etwa 4 m angenommen, der sich nicht auf eine Maßaufnahme, sondern nur auf die Erinnerung des optischen Eindrucks stützt. Die Frage, ob dieser Schacht zu einer Taufstelle gehört haben könnte, bleibt ungelöst. Das Material stammt vom Schutt des Baues I.

<sup>12</sup>) Pestalozzi, a. O. S. 54, nach Stadtarchiv XIV.

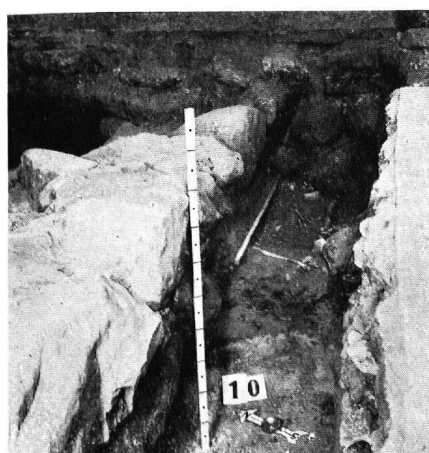




a. Fundament an der Ecke J



b. Fundament an der Ecke H



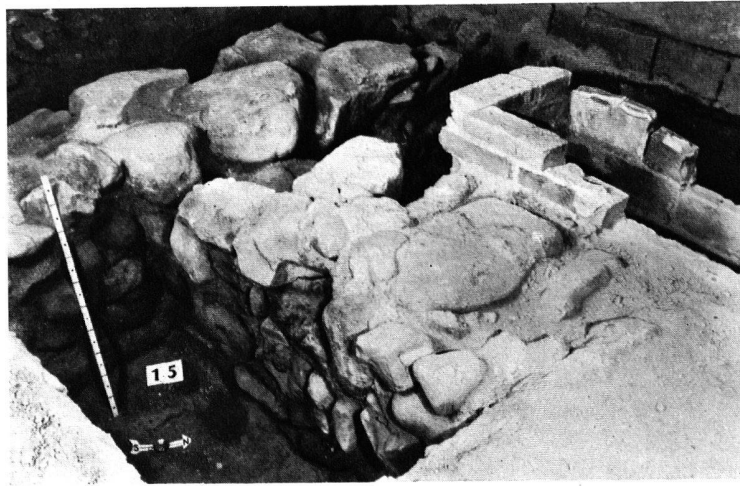
c. Mauerzug K im Südquerschiff



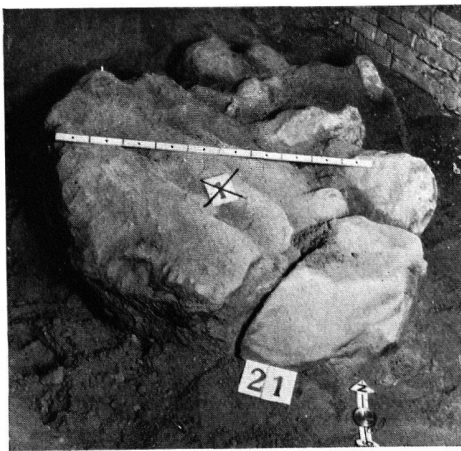
d. Mauerzüge im Chor. Abbruchstelle; nach rückwärts Mauer b



e. Mauerzüge im Chor. Vorne: Quermauer, anstoßend links Mauer a, daneben das «Ziegelgrab»; rechts Mauer b



a. Mauerzüge im Chor. Mauer a, daneben das «Ziegelgrab»



b. Fundamentecke im nördlichen Querschiff



c. Mauerzug im Langhaus, von SW gesehen



d. Mauerzug im Langhaus, von NO gesehen

ST. MAGNUS-KIRCHE IN ST. GALLEN



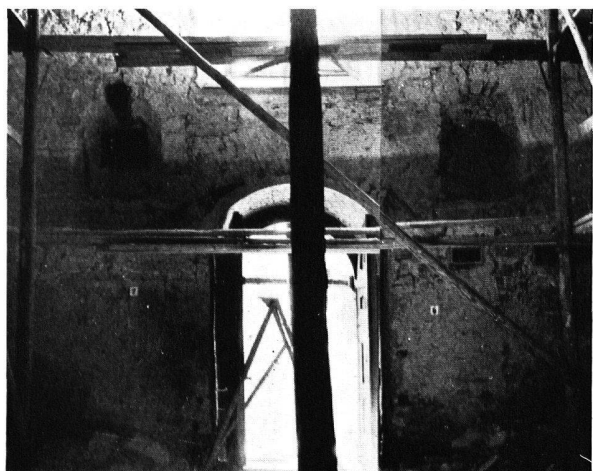
a. Südwand, oberer Teil, rechts Turmgemäuer



b. Südwand oben, links Ecke gegen das Querschiff



c. Südquerschiff.Westwand oben, nächst Ecke J



e. Südquerschiff, Giebelwand mit den romanischen Fenstern  
(vermauert)



d. Südquerschiff.Westwand mit Reklusenfenster

ST. MAGNUS-KIRCHE IN ST. GALLEN



a. Südquerschiff. Romanisches Fenster in der Ostwand (vermauert); links (nicht mehr ganz sichtbar) Ecke E.



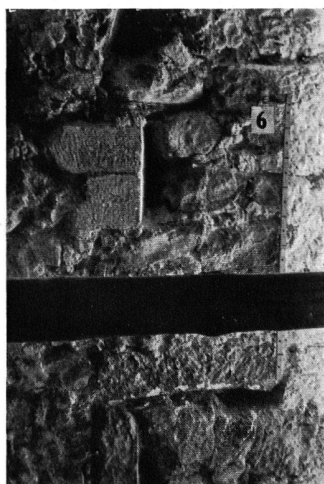
b. Südquerschiff. Reklusfenster



c. Südquerschiff  
Romanisches Fenster links



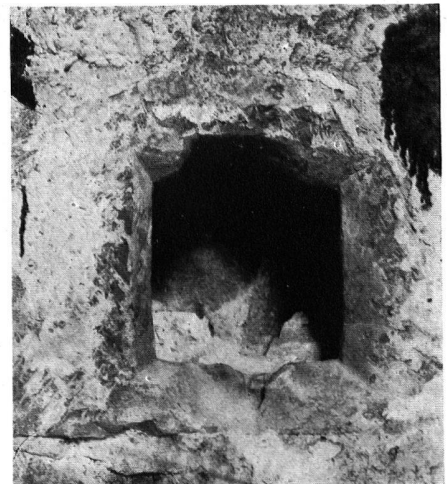
d. Südquerschiff  
Romanisches Fenster rechts



e. Vermauerte Nischen oder  
Fenster in der S-Wand des Chors



f. Innenecke D. Urspr. Verstärkung  
mit Tuffquadern. Rechts das sog.  
Wiborada-Fensterchen



g. Nordwand des Chores mit dem  
sog. Wiborada-Fensterchen



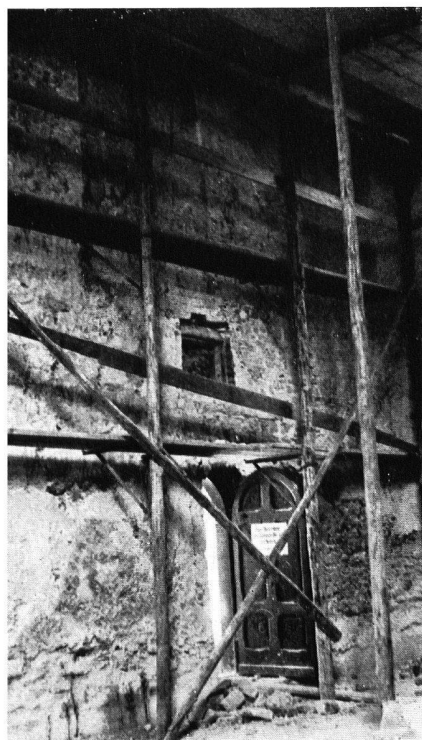
a. Nordquerschiff, Ostwand.  
Türgewände von 1567



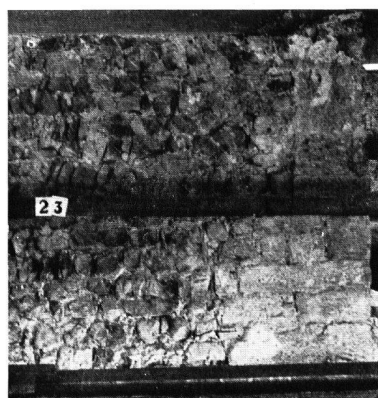
d. Nordquerschiff, Westwand



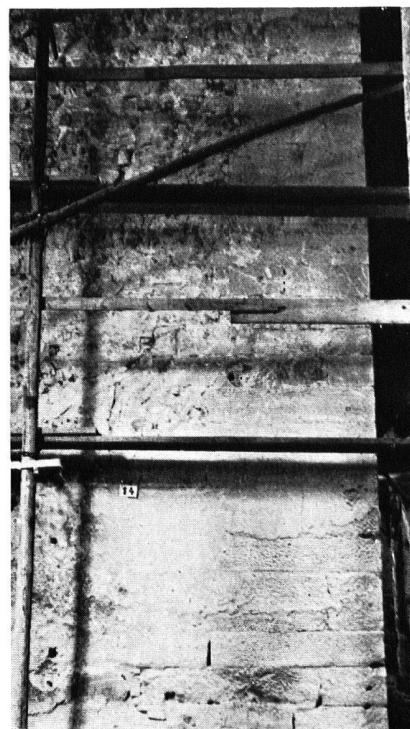
b. Nordquerschiff, Giebelwand. Romanisches  
Fenster rechts am Fuß des heutigen Fensters  
(vermauert)



c. Nordquerschiff, Westwand



f. Verstärkung der Ecke H mit Sand-  
steinquadern (oberes Stück).  
Nordwand



e. Nordwand. Ecke H. Verstärkung mit  
Sandsteinquadern; unterer Teil



a. DOVER. ST. MARY IN CASTRO. 10./11. JAHRHUNDERT  
Nach Clapham. English romanesque architecture, Bd. I



b. BREAMORE, HANTS, VON SO GESEHEN. 10. JAHRH. MITTE  
Nach Clapham. English romanesque architecture, Bd. I.

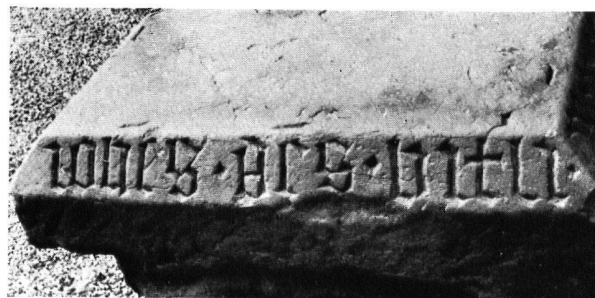


a



b

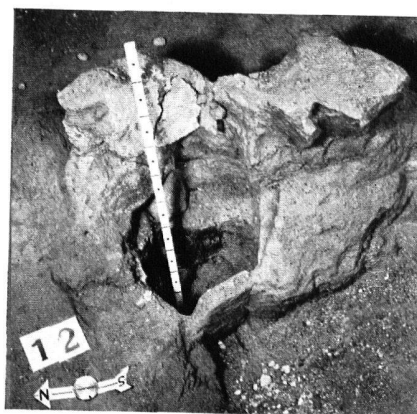
a, b. Grab mit Ziegelwandungen im Chor (T 1)



d—f. Grabplatte des Johannes Bitterli



c. Grab T 2 mit Bruchsteinwandungen im Langhaus. Blick von SW nach NO



g. Sacrarium im Langhaus, nahe Ecke H

ST. MAGNUS-KIRCHE IN ST. GALLEN